

Eine Stimme für Hedwig

Über den Alltag einer Trauerrednerin

Erschienen im Konkursbuch 56 zum Thema Tod, hrsg. von Claudia Gehrke und Stephanie Sellier, Tübingen, Konkursbuchverlag, August 2020.



Mit dem Tod tritt ein Schweigen ein. Der Mensch, der gestorben ist, verstummt für immer. Und auch die Angehörigen verstummen. Oft gibt es keine Worte - nicht für die Gefühle von Verlust und Trauer, Wut und Entsetzen, Leere und Verlassensein, und auch keine Worte dafür, wer der Verstorbene eigentlich war. Das alles in Sprache zu fassen und durch Sprache greifbar zu machen, ist meine Aufgabe als Trauerrednerin.

Ich suche nach der Person hinter den Fakten, hinter den Lebensdaten, den Erinnerungen, den Anekdoten, hinter dem Schweigen. Ich versuche, der verstorbenen Person eine Stimme zu geben.

Und ich versuche, den Angehörigen in ihrer Trauer eine Stimme zu geben. Die Stille, die mit dem Tod kommt, ist oft so laut, dass sie die Gefühle und Gedanken überschreit. Oft können deshalb diejenigen, die dem verstorbenen Menschen eigentlich am nächsten sind und ihn am besten kennen, nichts über ihn erzählen. Manchmal schämen sich Angehörige deswegen, es ist ihnen peinlich, oder sie verstehen es selbst nicht. Dabei ist das eine ganz normale Reaktion, wenn man unter Schock steht.

Ich versuche, auf zwei Wegen etwas über die Toten herauszufinden: mit viel Zeit, die ich mit der Familie zusammensitze und zuhöre. Und indem ich den Angehörigen schon vor dem persönlichen Treffen eine Art Fragebogen schicke, an dem sie entlangdenken können, wenn sie das möchten. Meistens lösen Erinnerungen andere Erinnerungen aus.

Manchmal ist es einfacher, auf eine konkrete Frage zu antworten wie z.B. „Worauf war Ihre Mutter besonders stolz? Was konnte sie gut? Worüber hat sie gelacht?“ Wichtig ist mir dabei, den Blick auf die schönen Erinnerungen zu lenken: „Haben Sie ein Lieblingsfoto von Ihrem Bruder, und wieso gefällt Ihnen das besonders? Was haben Sie von ihm gelernt? Was haben Sie an ihm bewundert? Wie war das letzte Mal, als Sie ganz unbeschwert zusammengesessen haben?“

Eine Sache, mit der ich nicht gerechnet hatte, die mich sehr überrascht hat und mich auch immer wieder betroffen macht, ist, dass gerade die verstorbenen Frauen der Eltern- und Großelterngeneration blass bleiben. Selbst in liebevollen Familien oder Partnerschaften werden Frauen häufig über ihre Dienstleistungen definiert: gute Mutter, gute Köchin, gute Haushälterin. Was sie gedacht, gefühlt, erhofft haben, woran sie geglaubt haben, ob sie politische oder ethische Überzeugungen hatten, erfahre ich oft nicht. Als hätte das in ihrem Leben alles keine Rolle gespielt. Neulich hatte ich ein Treffen mit einem Witwer, der zweiundsiebzig Jahre lang glücklich mit seiner Frau Hedwig verheiratet war. Er

nannte sie im Gespräch immer „meine Hedwig“, und man konnte ihm anmerken, wie schwer der Abschied für ihn war. Aber weder ihm noch den beiden Kindern fiel irgendetwas zu Hedwig ein. Nicht, ob sie Humor gehabt hatte, keine Hobbys waren bekannt, über ihre Kindheit wusste man nichts, auch nicht, ob sie religiös gewesen war oder woran sie geglaubt hatte. Die Verstorbene blieb mir lange unsichtbar und kaum zu fassen. Gerade in solchen Fällen möchte ich eine schöne Trauerrede schreiben. Manchmal geben mir die Angehörigen Tagebuchaufzeichnungen, oder wir blättern ein Fotoalbum durch. Ich sehe mir die Wohnung an oder das Bücherregal. Ich versuche, alles herauszuholen, um die Verstorbene ein letztes Mal zu feiern. Es ist mir wichtig, dass Hedwig genauso würdig und respektvoll verabschiedet wird wie eine prominente Person, über die es viel Material gibt.

Eigentlich müsste man zu einer Zeit, zu der es einem selbst und dem Partner gut geht, ein paar Sachen übereinander aufschreiben und hinterlegen. Denn wenn das Trauma des Verlustes so groß ist, dass einem kaum etwas einfällt, kann dieses innere Schweigen eine Belastung sein und die Trauer noch schmerzhafter machen. Die meisten Menschen haben große Hemmungen davor, sich mit dem Tod zu beschäftigen. Ich kenne viele, die seit Jahren ihr Testament, eine Patientenverfügung oder Ähnliches aufsetzen wollen, sich aber einfach nicht überwinden können. Dabei wäre das so wichtig.

Ungesagtes bekommt im Bezug auf den Tod ein riesiges Gewicht. In Corona-Zeiten, in denen sich viele Menschen nicht von ihren Liebsten verabschieden konnten, fand ich das besonders tragisch. Die Sterbenden sterben allein, und die Trauernden trauern allein. Damit müssen wir alle erst einmal fertig werden.

Ich habe lange überlegt, ob ich Trauerreden schreiben möchte, weil ich dachte, das sei eine sehr traurige Angelegenheit. Das ist es nicht. Ich unterscheide strikt

zwischen der Trauer der Angehörigen und meiner Anteilnahme, ich maße mir nicht an, nachzuempfinden, was sie fühlen. Es würde auch niemandem helfen, wenn ich bei diesen Gesprächen selbst leiden würde. Immer wieder erzählen mir Trauernde, dass sie es sind, die Nachbarn oder Bekannte trösten müssen. Das müssen sie bei mir nicht, ich bin keine Betroffene, ich bin Dienstleisterin. Ich empfinde diese Vorbereitungs-Gespräche auch nicht als Belastung. Wir lachen auch manchmal zusammen, vor allem aber möchte ich, dass die Familien die Wertschätzung und das Interesse spüren. Ich will ihnen vermitteln, dass der Verstorbene wichtig war, dass sein Tod Bedeutung hat. Hedwig hat sechsundneunzig Jahre gelebt, Kinder großgezogen, ihren Mann geliebt, das hat alles Bedeutung.

Angefangen habe ich als Hochzeitsrednerin. Jahrelang habe ich Brautpaare in Freien Trauungen begleitet, bevor ich mit den Trauerreden anfang. Und wie schon bei den Hochzeiten gibt es auch bei den Abschieden die Entwicklung hin zu individuellen Trauerfeiern. Gerade bei Menschen, die nicht in der Kirche waren, möchten die Angehörigen, dass die Verstorbenen einen ganz persönlichen Abschied mit eigenen Ritualen oder besonderen Abläufen bekommen. Ich finde das gut, denn ich bin davon überzeugt, dass eine Zeremonie nur dann heilsam ist, wenn sie zu den Trauernden und den Verstorbenen passt. Phrasen oder Klischees helfen niemandem in der Trauer. Statt zum Beispiel einen Rosenkranz zu beten, obwohl niemand der Beteiligten wirklich christlich ist, finde ich es „echter“, Omas Lieblingsschnaps am Grab zu trinken oder ihr liebstes Rilke-Gedicht aufzusagen.

Die Abschiedsfeiern sind für die Verstorbenen und die Lebenden gleichermaßen da. Deshalb gehört es dazu, außer der Rede auch eine Zeremonie zusammenzustellen. Wenn zum Beispiel Kinder dabei sind, frage ich die Familien, ob wir sie einbinden wollen. Sie können ein Bild vom verstorbenen Opa malen, das auf den Programmzettel kopiert wird. Oder sie bemalen einen

Stein, den wir durch die Reihen geben, oder schreiben einen Brief oder basteln etwas Kleines, das sie in die Urne legen können.

Einmal hatte ich vor der Feier ein mulmiges Gefühl, weil sich die Verstorbene noch zu Lebzeiten sehr fröhliche und schwungvolle Volksmusik für ihr Bestattung gewünscht hatte. Meine Befürchtung war, dass die Trauernden mit dieser Partymusik emotional überfordert sein und sie als unangemessen empfinden könnten. Aber als es dann soweit war und die Marschmusik anfang, lächelten sich die Angehörigen zu, und ich verstand, dass die Auswahl völlig in Ordnung war, weil die Familie die Verstorbene darin wiedererkannte.

Normalerweise bucht das Bestattungsinstitut die Trauerhalle für eine halbe Stunde. Meistens reicht das. Wenn sich die Familie aber viel Musik wünscht oder es neben der Rede noch andere Beiträge geben soll, kann das zu kurz werden, dann muss ich sehen, ob wir nicht die doppelte Zeit veranschlagen. Es ist dabei völlig egal, ob die Trauergemeinschaft aus fünf Personen besteht oder aus fünfzig. Ich habe auch schon allein mit einer Tochter am Grab ihrer Mutter gestanden. Jede Trauer ist ein großes Ereignis für den, der sie durchlebt. Und jede Trauer ist einzigartig, deshalb sind auch die Zeremonien individuell.

Die Bestatter und Pfarrer sind davon allerdings alles andere als begeistert. Die Pfarrer fühlen sich persönlich beleidigt, wenn jemand lieber eine Trauerrednerin bucht. Als wäre es eine Anmaßung, an der Stelle des kirchlichen Vertreters am Grab zu stehen, weil nur er einen Draht zum Jenseits hat. Ich habe schon gehört, wie ein Priester, während wir an ihm vorbei aus der Trauerhalle zum Grab gingen, zu jemandem sagte: „So, jetzt sind die mit ihrer Veranstaltung fertig, jetzt können wir wieder eine *echte* Bestattung machen.“

Und die Beerdigungsinstitute fühlen sich in ihren Abläufen gestört. Eine individuelle Feier abseits der Routine bedeutet eben immer auch einen Mehraufwand. Oft scheint es nur darum zu gehen, die Feier möglichst unproblematisch und kostengünstig abzuwickeln. Da gibt es schon bei der

Frage, ob alle Gäste ein Teelicht anzünden möchten, Diskussionen. Manchmal beschwerten sich Bestatter bei mir, die Hinterbliebenen hätten „Kontrollzwang“, weil sie anrufen, um sich bei irgendetwas rückzuversichern. Ich kann das nicht nachvollziehen. Wie eine Hochzeit ist auch eine Beerdigung ein einmaliges Ereignis, man kann das nicht wiederholen, wenn es nicht schön war. Und von meinen Bräuten bin ich es gewohnt, mehrmals alles bis ins Detail durchzusprechen – damit es klappt, aber auch damit sie ein Gefühl von Sicherheit haben.

Nicht alles ist planbar. Auch bei Beerdigungen gibt es Pannen. Einmal war das falsche Grab ausgehoben worden. In anderes Mal sagte der sehr junge und sichtlich aufgeregte Bestatter-Azubi am Grab „Ruhe in sanft“ statt „Ruhe sanft“ oder „Ruhe in Frieden“. Manchmal funktioniert die Technik nicht. Manchmal reißen Gäste, die eine kurze Ansprache beitragen sollen, die Feier an sich, indem sie viel zu lange reden oder am Verstorbenen vorbei merkwürdige Sachen erzählen. Aber richtig schlimme Dinge habe ich noch nicht erlebt. Ein Bestatter hat mir mal erzählt, dass mitten in der Trauerfeier ein Handy im Sarg klingelte. Ich weiß aber nicht, ob das nicht doch eher eine Wandersage ist.

Es ist nicht so, als wäre Trauerrednerin immer mein Berufswunsch und der Tod nie ein Problem für mich gewesen, ich finde sterben auch heute furchteinflößend. Als Kind habe ich mich so davor geängstigt, allein zurückzubleiben, dass ich abends im Bett gebetet habe, meine Eltern und meine Oma sollten ganz alt werden und wir dann alle zusammen sterben. Zahlreiche Haustiere haben wir im Wald oder auf Wiesen begraben. Ich fand das damals schon richtig, dass jedes Kaninchen bestattet und nicht einfach weggeworfen wurde. Mit meinen Eltern kann ich mich an keine Gespräche über das Jenseits oder das Sterben erinnern. Wenn es solche Gespräche gegeben hat, waren sie wahrscheinlich entweder katholisch gefärbt oder sehr sachlich. Meine Oma

dagegen konnte richtig dramatisch werden. Als meine Mutter ein Kind war, setzte Oma sie vom Tod eines Onkels ins Kenntnis mit den Worten: „Ihm sind die Augen gebrochen.“ Meine Mutter war schwer verängstigt, stellte sich die brechenden Augen vor und fragte sich, ob sie wohl rausgenommen und eingegipst werden würden. Mir ist es heute wichtig, Dinge klar zu benennen. Ich sage „gestorben“ und nicht „entschlafen“. Und ich sage „Hewdig“ und nicht „die Tote“, weil ich den Menschen mit seinen Eigenschaften, Erfahrungen und seinem gelebten Leben nicht auf den Tod reduzieren möchte.

Meine kindlichen Gebete wurden nicht erhört, meine Oma ist vor elf Jahren gestorben, ihre Beerdigung habe ich aber nicht mitgestaltet, es war klar, dass sie katholisch bestattet werden würde, und ich war mit dem Thema auch einfach noch nicht so vertraut. Dann ist vor ein paar Jahren eine gute Freundin gestorben, und ihr Mann hat mich gebeten, ihre Trauerfeier zu gestalten. Das habe ich sehr gerne gemacht. Während ihrer Krebserkrankung habe ich mich oft völlig unnütz gefühlt. Andere Freunde waren Ärzte und konnten viel hilfreicher sein. Eine Rede auf und über sie zu schreiben, sie noch einmal so richtig zu feiern und ihre Persönlichkeit und Einzigartigkeit zu würdigen, war etwas, das ich für sie tun konnte. Es hat mir dabei geholfen, mich von ihr zu verabschieden. Und ich habe mich ihr, ihrem Mann und ihren Eltern in dieser Zeit auch sehr nah gefühlt. Mit der Zeit kamen dann weitere Freunde und Verwandte mit Todesfällen dazu, und ich habe mich immer über die Bitte, die Abschiedsfeier zu gestalten, gefreut und es als Privileg empfunden, dass ich das tun darf.

Natürlich denke ich auch über meine eigene Beerdigung nach – wenn es nach meinem Mann geht, viel zu sehr. Ich habe diese Marotte, die ihn nervt, dass ich schon seit vielen Jahren immer mal wieder meine eigene Trauerfeier plane. Ich möchte, dass es reichlich Prosecco, Cheesecake und Brownies für die Gäste gibt und dass ich in der Trauerrede nicht verlobhudelt werde. Ich bin nicht nur nett, und ich würde gern mit meinen Widersprüchen und Schwächen und Abgründen

dargestellt werden. Manchmal notiere ich mir bei Beerdigungen Details, die mir besonders gefallen haben und die ich mir auch für mich vorstellen könnte. Das hat überhaupt nichts Morbides oder Suizidales, ich plane und organisiere so etwas einfach gerne, ich schätze es, die Fäden in der Hand zu haben, und eigentlich würde ich auch gern meine eigene Trauerrede schreiben. Aber der Tod bedeutet, die Kontrolle abzugeben, also lasse ich es.

Es klingt merkwürdig, wenn ich sage würde, dass mir die Trauerreden Spaß machen, und Spaß ist auch wirklich der falsche Ausdruck. Ich finde es bereichernd und beglückend, ich habe das Gefühl, dass ich eine wichtige Arbeit leiste, die den Hinterbliebenen bei ihrer Trauer hilft und die Verstorbenen würdigt. Niemand sollte mit einer Beerdigung, die nichts über ihn aussagt, verabschiedet werden. Schon gar nicht eine Frau wie Hedwig. Sie verdient eine Feier. Sie soll ein letztes Mal gesehen und gehört werden. Dafür leihe ich ihr gern meine Stimme.